

Blätter aus Krain.

Beilage zur Laibacher Zeitung.

N^o. 28.

Vierter Jahrgang.

14. Juli 1860.

Auf der Sommerwiese.

Lachender Sonnenschein
Strömet vom Himmel;
Grillen und Käferlein,
Welch' ein Gewimmel!
Gräschen und Hafne steh'n
Träumrißch und sinnen,
Redliche Lüftchen weh'n
Spielend darinnen.

Ueppiger Blumenflor
Schmücket die Aue;
Zwischen dem Grün hervor
Drängt sich das Blaue,
Ueber dem Blättertschwall
Wiegt sich das Gelbe,
Weißes allüberall
Zierlich dasselbe.

Doch, das Entzückendste
Kommt dort gegangen.
Herz, das Beglückendste
Eil' zu empfangen!
Ströme du Niederquell:
Kling' ihr zum Ruhme,
Grüße sie wieder hell,
Sie, meine Blume!

Ludwig Isak.

Die Letzten der Grafen von Schaumburg. *)

Eine heffische Sage von Karl Preßer.

Wer hat nicht schon von der reizenden Gegend gehört, die man die Grafschaft Schaumburg nennt! Von jener Gegend, wo die deutsche Vorzeit von den vielen Felsen und aus den moosbewachsenen grauen Steinen verfallener Burgen zu uns zu reden scheint, wo die dichten Wälder auf dem Süntel (Sonnenberg) traulich von den Urzeiten, von den Großthaten der alten Deutschen, von dem Untergange der Römer zu flüstern scheinen, und die Weser (Visurgis) — über die Schiller das gewiß formell und inhaltlich verunglückte Epigramm schrieb — in unzähligen Bogen das üppig grünnende Süntelthal (Sonnenthal) durchläuft und vor der großen nordischen Ebene hier dem Auge vom Gebirge zum letzten Male das Naturschöne im Wechsel von Berg und

Thal zeigt!... Ja, es ist eine liebliche und wohnliche Gegend, in der es sich wohl sein läßt bei dem biederem Völkchen, das sie seine Heimat nennt.

Herrlich ist's an jener Silberquelle,
Rings von alten Eichen dicht umrankt,
Fröhlich spielt im Abendroth die Welle,
Wo am Strand die fette Aehre schwanzt;
Wo der Dampfer durch die grüne Haide
Und die Thäler seine Flagge trägt,
Wo der Landmann immer noch im Kleide
Seiner biedern Väter sich bewegt!

Hier, in dem Thale, das nach Tacitus' Beschreibung das Schlachtfeld von Idistavissus sein muß, erhebt sich als einer der schönsten Punkte des Süntels der Paschenberg, auf welchem ehemals der heidnischen Göttin Ostia Osterfeuer angezündet wurden, und der erst zur Zeit des Christenthums „Paschahberg“ oder Paschenberg genannt wird. An ihn knüpft sich die Sage von dem Aussterben des Geschlechtes der edlen Grafen von Schaumburg.

An diesem Berge stießen wir auf eine tiefe Schlucht, die Wolfschlucht, in welcher früher kleine Bergfelsen, die unter dem Namen Wichtelchen in ganz Deutschland bekannt sind, gewohnt haben sollen. Wir wissen aus manchen Sagen, daß diese Wichtelchen immer brav und gut waren, sobald ihnen die Menschen kein Leid zufügten, — und es sollen ihre Weiber und Mädlein, bei alledem sie so klein waren, sehr schön gewesen sein.

Einstmals fügte es sich, daß ein Graf von Schaumburg von seiner Burg auf dem Nesselberge (Mons urticarum), wo dieselbe um die Mitte des elften Jahrhunderts von Adolf I. erbaut war, hinauf nach dem Paschenberge ritt und hier eins jener wunderlieblichen Wichtelmädlein sah, welches er, so lieb er auch seine Gemalin hatte, nicht wieder aus dem Herzen verbannen konnte. Auch die kleine Wichteljungfrau liebte den weiblichen Rittersmann, allein sie wollte doch nicht zu ihm auf die Schaumburg, und wie es geht, wenn die Liebe erst fest im Herzen sitzt, so ging es auch hier: der Graf fühlte sich immer mehr zu der schönen Elfe hingezogen, und wenn er sie nur einen Tag nicht gesehen hatte, war es ihm nirgends recht. Bald versäumte er auch keinen Tag und nahm als Begleiter einen treuen Reifknecht mit, der ihm bei Leib und Leben schwören mußte, nicht das Geringsste von Allem zu erzählen, was er sah und hörte. — Daß die Gräfin bald aufmerksam und stutzig wurde, ob der

*) Aus dem illustr. Familienbuche des österr. Lloyd.

vielen geheimen Gänge ihres Eheherrn, läßt sich leicht denken, zumal die Frauen auch vor Alters schon recht pfiffig gewesen sind und gar mißtrauisch wurden, sobald die Männer tagtäglich fort gingen, auch wohl gar etwas an Bärtlichkeit verloren, wie das jetzt bei unserm Grafen der Fall war und heutzutage leider noch weniger eine Seltenheit ist. Aber wie sollte die Frau erfahren, wohin der Graf ging und was er trieb? — Das war ein schweres Stück für das zweifelnde Herz! — Doch die edle Gräfin hatte über kurz schon gemerkt, wie ihr Herr stets nur mit seinem alten Reitknecht ging, und der wurde denn von ihr in's Gebet genommen und sollte sagen, wohin seines Gebieters Wege führten. Den armen Knecht ängstigte jedoch der fürchterliche Schwur, und so viel auch sonst die schönen Worte der Weiber vermögen: diesmal konnte die Gräfin die Zunge des Knechtes nicht lösen. Als sie aber wieder einmal in ihn drang und so weich und wehmüthig sprach, daß es den Knecht fast dauerte, da begann er doch vor dem schönen Weibe und seinen Bitten wankend zu werden und sagte: „Ja, hohe Frau, wenn ich's Euch nur sagen könnte ohne Worte, denn die verbietet mir ein Schwur bei Leib und Leben.“ — Jetzt sah die Gräfin noch mehr die Wichtigkeit des Gebeinnisses ein und wußte auch gleich Rath. „Nun,“ so sprach sie zum Reitknecht, „reden sollst Du nicht, hast Du jedoch nicht geschworen, den Weg, den ihr macht, mit Mohn zu besäen, so thue das, dann will ich wohl schon sehen, wohin mein Gatte geht.“ — Das geschah! Bevor es noch Herbst wurde auf dem Nesselberge, blühten von der Schaumburg bis zur Wolfschlucht im Paschenberge, die schönsten Mohnblumen, und der Graf ahnte nicht, was sie bedeuten, noch weniger: daß sie bald sein Geschlecht in ewigen Schlaf wiegen sollten. Die Gräfin aber wußte wohl, wem die Blumen blühten, und so ging sie denn einst ihrer Bahn entlang, als der Graf seinen gewöhnlichen Ritt gemacht hatte. Doch wie erschrocken das tugendhafte Weib, da es an jene Schlucht kam, in der eben der Graf neben seinem reizenden Wichtelmädlein auf duftendem Moose schlief! Leise schlich sich die betrogene Frau zu ihnen, schnitt dem Wichtlein eine Locke seines blonden, seidnen Haares ab und wandte sich ruhig wieder nach Hause, wo sie nun oft einsam Tag und Nacht weinte und ihren Gatten immer kälter ansah. Als dieser endlich selbst merkte, wie die Gräfin so traurig wurde, fragte er sie einst: „Nun, meine Liebe, was mag es sein, das Dich schmerzt? — Da holte das edle Weib die Locke und antwortete: „Sieh', mein Vester, diese Locke nennt Dir alle meine Schmerzen und Dein Sohn wird Dir einst Vorwürfe machen um das Leid, das Du seiner Mutter zugefügt; o, ich habe Dich stets so unaussprechlich geliebt, und Du dankst mir mit Untreue meine Liebe!“ — Dabei sank sie in des Grafen Arme, der sie an seine Brust drückte und bei dem Anblick der Thränen, welche über die schönen Wangen der jungen Gräfin rollten, das Unrecht einsah, das er gethan. Unter heißen Küßten versprach der Reuige, nie wieder die Treue gegen sein Liebes Weib zu vergessen und nur ihr und seinen Kindern leben

zu wollen. Das hat er auch männiglich gehalten; nie ging er wieder zur Wolfschlucht und vergaß an der Seite der blühenden Gattin das Wichtelweibchen im Berge. Dieß aber schwur dem Grafen Rache und ließ allmächtig seine klagende Stimme in der Schaumburg erschallen, ohne daß man seiner habhaft werden konnte. Der Graf glaubte, die Zurückgabe seiner Haarlocke würde es beruhigen und ließ sie hinauf in die Schlucht tragen. Allein dem war nicht so. Die Gfne wollte ihren Geliebten, machte ihm Nachts Vorwürfe über seine Untreue, und als er auf die Lockungen der kleinen Sirene nicht hörte und auch ihre Vorwürfe und Klagen an sich vorübergehen ließ, auch jederzeit es sorglich vermied, dem Wichtlein im Berge zu begegnen: da erschien es in einer Gewitternacht am Bette des Grafen, warf zornige Blicke nach der Gräfin und sprach mit furchtbarer Stimme den Fluch des Aussterbens über das Geschlecht der Grafen von Schaumburg aus, das im dritten Gliede des Ungetreuen enden sollte, indem die Wichtlein den Mohn von dem Weg zu des Grafen Liebsten sammeln und einst den Sproßling seines Sohnes damit einschläfern wollten. Das traf auch ein, denn mit Otto V., welcher 1640 starb, erlosch das Geschlecht der Grafen von Schaumburg. — Auch die Burg verfiel mit den Jahren und jetzt stehen nur noch einige Thürme und ein Theil der äußeren Mauer, doch ist es so reizend auf den Höhen der beiden Berge (eine Zierde des Weserthals), daß von nah und fern immer mehr Reisende diese herrlichen Punkte besuchen. Würde Schiller von dem Gipfel des Paschenberges in das großartige und pompöse Naturpanorama geblickt haben, hätte man ihn hinauf zur Porta-Vesfalica geführt, dann ständen von der Weser in seinen Epigrammen sicher nicht die unwahren Worte:

„Leider von mir ist gar nichts zu sagen; auch zu dem kleinsten Epigramme, bedenk', gab ich der Muse nicht Stoff.“

Das Quecksilberbergwerk Idria

von seinem Beginne bis zur Gegenwart.

Geschichtlich dargestellt von Peter Hisinger,
Dochant und Pfarret zu Adelsberg.

Zweite Periode. 1580—1747.

(Fortsetzung.)

Der Erzherzog Karl, seit dem Jahre 1564 Landesfürst von Oesterreich, erkannte die Wichtigkeit des Quecksilber-Bergwerkes Idria, von dem er selbst den größeren Antheil besaß, und sah zugleich die Unmöglichkeit ein, dasselbe ordnungsmäßig und gewinnbringend zu betreiben, so lange sich mehrere Gewerkschaften, oder in letzterer Zeit eigentlich mehrere einzelne Gewerke, in den Besitz desselben theilten, die außerdem mit bedeutenden Schulden belastet waren. Er beschloß daher, das Bergwerk vollständig an sich zu bringen, und sandte in dieser Absicht im J. 1578 den Bergrichter von Oberveßlach, Franz Khsel, oder, nach anderer Schreibung, Khsling, nach Idria, um das Werk zu untersuchen und aufzunehmen; im J. 1580 geschah sodann die völlige Uebergabe der Privattheile der Gewerkschaften an die erzherzogliche Kammer. So geben ältere und neuere Berichtskriften des Bergwerks-Archives den Gegenstand an; die näheren Bedingungen der völligen Uebernahme des Bergwerkes durch den Landesfürsten lassen sich nicht angeben, da das Archiv eben hier für einen Zeitraum von dreißig Jahren einen völligen Abgang an Urkunden aufweist, und auch anderwärts keine Anzeigen über diesen Gegenstand bekannt geworden sind. Es läßt sich jedoch mit Sicherheit voraussetzen, daß die Uebergabe der

Bergwerksanteile von Seite der Gewerken nur gegen Uebernahme der daran haftenden Schulden, und gegen Leistung einer nach Recht und Billigkeit bemessenen Entschädigung von Seite des Erzherzogs, vor sich gegangen sei.

Seitdem das Bergwerk ganz in landesfürstlichen Besitz gekommen war, wurde die Einrichtung und der Betrieb desselben vielfach geändert und vervollkommenet, das Erträgniß desselben bedeutend erhöht, und der Stand der Beamten, so wie jener der Arbeiter besser gestellt. Der Erzherzog Karl erließ bereits am 6. April 1880 eine eigene Bergordnung für Idria, welche abschriftlich im Archive vorhanden ist. Durch dieselbe wurde, gemäß dem frühern Bestande, ein Verweser, ein Bergrichter und ein Buchhalter über das Bergwerk gesetzt; zur Aufsicht über die Arbeiter wurde nach der vormaligen Weise ein Einfahrer mit mehreren Huthleuten, ein Waldmeister und ein Brenmeister bestellt; die Ordnung der Arbeit wurde genau bestimmt, die Rechtspflege in Bergsachen und die Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit geregelt, und die Beerdigung der Beamten und Diener vorgeschrieben. Uebrigens blieb das Bergwerk Idria dem Oberbergamte zu Obervellach unterordnet; diese Unterordnung hörte aber in Folge eines Hoferslasses des Kaisers Leopold I. im J. 1689 auf, und Idria erhielt ein eigenes Bergamt, welches unmittelbar der kaiserl. Hofkammer in Wien unterstand, und an dessen Spitze der Verweser gestellt war. Der Erzherzog Ferdinand II. traf auch eine neue Einrichtung der Grundgerichtsbarkeit; der Bezirk von Idria wurde nämlich im J. 1607 von der Hauptmannschaft Tolmein ausgeschieden, und dann mit landesfürstlichem Befehle vom 31. Mai 1623 ein eigenes Stockurbar für die darin begriffenen Grundholden angelegt. In Folge dessen schloß sich das Bergwerk Idria und dessen Umgebung in politischer Hinsicht bald gänzlich an die Provinz Krain an; nur die Kriminalsachen blieben dem Gerichte zu Tolmein vorbehalten, wie es ein landesfürstlicher Erlass vom 3. November 1689 befristet.

Der Grubenbau erhielt durch den Verweser Franz Khsel gleich Anfangs eine neue, bessere Einrichtung, wie es aus den Berichtsriften des Bergwerks-Archives erhellt. Da der Achazischacht zur Förderung des gewonnenen Hauwerkens und zur Hebung der Grubenwässer nicht ausreichte, und die andern kleineren Schächte sich dafür nicht geeignet zeigten, so wurde im J. 1596 die Anlage eines neuen Hauptschachtes, 100 Klafter vom Achazischachte ostwärts, in's Werk gesetzt; derselbe wurde der St. Barbaraschacht genannt, und erhielt eine gegen Nordost geneigte Stellung in der Art, daß dessen Sohle und Grundfläche bei der gegenwärtigen Tiefe um 12 Klafter von der Seiger- oder senkrechten Linie abweicht. Zur Förderung der Erze und zur leichtern Anfabrt wurde eine Bremsmaschine und zur Hebung der Grubenwässer eine Stangenkunst oder ein Pumpwerk mit Zugeimern daselbst angebracht. Um die dazu erforderlichen großen Räder in Bewegung zu setzen, wurde eine neue Wasserleitung hergestellt, welche das Aufschlagwasser aus dem Idrija-Flusse von dem mit dem Namen Kobila benannten Orte auf eine Entfernung von 1700 Klaftern herbeiführt; diese Wasserleitung heißt das Rinnwerk, und sie war Anfangs nur in Holz durchgeführt. Da der Nikovabach dem Achazischachte kein hinlängliches Wasser gab, so wurde das Rinnwerk auch dahin weiter geleitet. Ferner wurde eine oidentliche Einfahrt durch den bereits in der ersten Zeit eröffneten, jedoch in der Folge nur theilweise benützten Antonistollen hergestellt; durch schiefe eingeschlagene Rollen gelangte man in die nächsten Feldorte, tiefer stieg man in einem senkrechten Schachte mittelst Leitern hinab.

Nach den bemeldeten Einrichtungen konnte man auch leichter in weitere Räume eindringen, und eröffnete in der Folge, in einer Tiefe von mehr als 70 Klaftern, Gruben im Feldorte von der Reid, welcher nachmals wegen des bedeutenden Erzhaues das Hauptfeld genannt wurde; dafür erhielten die, mit der Todtenteufe fast gleich, nämlich 62 Klafter tief gelegenen Gruben den Namen Mittelfeldort. Später wurden noch andere Gruben, über 80 Klafter tief, eingeschlagen, welche den Namen Neufeldort erhielten, und dem heutigen Großherzogsfelde entsprachen. In weiterer, mehr als 90 Klafter betragender Tiefe wurde der Wasserstollen eingetrieben, aus welchem sich nach und nach das nunmehrige Wasserfeld bildete. Alle diese Grubenfelder findet man bereits im J. 1689 in Valvasor's Beschreibung des Bergwerkes Idria angeführt; die einzelnen Stollen hatten zu jener Zeit eine Länge von 40, 70, 80, 90 bis 100 Klaftern. Auch werden daselbst mehrere neuere, kleinere und größere Schächte genannt; unter anderen der Festenschacht, Silberschacht, St. Petrischacht, Marienschacht, St. Agidischacht und Wasserschacht, welche einander in weitere Tiefe folgten. Dagegen kommen in Valvasor's Beschreibung mehrere früher genannte Gruben und Schächte nicht mehr vor, weil sie bereits aufgelassen worden; auch der St. Kathrein- und der St. Georgenschacht bestanden nicht mehr, ersterer war kurz vorher, im J. 1682, versetzt worden. Der Achazischacht galt zu jener Zeit noch als ein Hauptschacht; er war jedoch schon theilweise versetzt, und hatte nur noch eine Tiefe von 33 $\frac{1}{2}$ Klaftern; der Barbaraschacht war dagegen bereits 101 Klafter tief, so daß er mit der Sohle beinahe das jetzige Hauptmannsfeld erreichte. Valvasor berichtet auch, daß sich nicht lange vorher die Grubenwetter oder brennbaren Dünste entzündet, und etliche Knappen verbrannt und erstickt hatten; dieß geschah wahrscheinlich im Florianifelde, woselbst ein Gang den Namen brennender Stollen führt. Uebrigens waren in jenem Zeitraume die Wetter oder die Lüfte in den Gruben überhaupt warm und matt, da zwischen den einzelnen Strecken noch zu wenig Verbindung bestand; mittelst besonderer Vorrichtungen, Blasebälge und Kanäle, mußte den Arbeitern frische Luft zugeführt werden. (Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Illustriertes Familienbuch des österreichischen Lloyd.
X. Band, 7. und 8. Heft.

Die beiden uns vorliegenden Hefte, haben wiederum einen in vielfacher Beziehung unterhaltenden und belehrenden Inhalt. Das siebente Heft bringt neben einer hübschen Erzählung von Th. Lau: „Sie liebt ihn“, einem Aufsatz von Dr. Th. Hoh „der Arsenik“, einer „Südsee-Odysee“ von H. Waldmüller, einem Gedichte von Dräxler-Manfired und Literaturbericht von Levin Schücking, den Schluß des von Lektorem verfaßten Lebensbildes: „Annette von Droste“, das als ein interessanter Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte betrachtet werden kann. Die Dichterin Annette von Droste-Hülshof ist mehr in außerlesenen Kreisen bekannt, dem großen Publikum steht sie ferner, als sie es verdient. Das von Levin Schücking gezeichnete Lebensbild der in Wahrheit hochbegabten Frau kann nun als ein Denkmal gelten, das dem Publikum sagt, weniger wer Annette, sondern vielmehr wie sie war, wodurch der Verfasser auch den weiteren, für Poesie empfänglichen Kreisen einen Dienst geleistet hat. Das achte Heft enthält: „Schulze Rothentemper“, ein

Bild aus Westphalen von P. Würz; zwei naturwissenschaftliche Aufsätze; „Die Chinarinde“ und „das Quecksilber“; einen Literaturbericht von L. Schicking, und einen höchst interessanten Aufsatz von F. Bodenstedt: „Ueber slavische Volkspoesie“. Der Verfasser gilt als einer der bedeutendsten Forscher in den orientalischen und slavischen Sprachen, als Kenner der Volkspoesie im Allgemeinen und der slavischen insbesondere; er charakterisirt sie mit kurzen, treffenden Worten und bringt stets Beispiele, die seine Urtheile bekräftigen.

Als eigenthümlichen Reiz der slavischen Poesie bezeichnet er den vorwiegend weiblichen Zug, welcher dem slavischen Volksthum eigen sei. Dieser vorwiegend weibliche Zug mag einigermassen die sonst völlig räthselhafte Erscheinung erklären, daß ein Volk von so bedeutender poetischer Anlage noch kein großes geschlossenes Kunstwerk zu schaffen vermocht hat, obgleich zerstreut alle Elemente dazu in seiner Volkspoesie vorhanden sind.

Aus den Heldenliedern der Serben tönen homerische Klänge; die melancholischen Duma's der Ukraine geben wunderbar treue Bilder der Sitten, Kämpfe und Leiden des Volks; die polnischen Gesänge athmen glühende Vaterlandsliebe; durch die lyrischen Volkslieder aller slavischen Stämme geht eine naturfrische Tiefe und Reinheit der Empfindung; die reiche, klangvolle, noch ganz jungfräuliche Sprache schmiegt sich entgegenkommend allen poetischen Bedürfnissen an — nichts fehlt, als ein männlicher Genius, ein poetischer Herrschergeist, um die zerstreuten Elemente sich dienstbar zu machen und mit ihrer Hilfe ein unsterbliches Kunstwerk zu schaffen.

Die Unterschiede der poetischen Ausdrucksweise werden naturgemäß durch die nationalen Eigenthümlichkeiten bedingt. Bei Völkern von vorwiegend männlichem Charakter — wie die Germanen — wird das epische, und bei solchen von vorwiegend weiblichem Charakter — wie die Italiener und Slaven — wird das lyrische Element überwiegen.

Mit besonderer Vorliebe behandelt Bodenstedt die serbischen und kleinrussischen (kosjakischen) Volkspoesien. „Die Serben, sagt er, sind das einzige Volk der Gegenwart, dessen Sage und Geschichte in einem breiten epischen Gesangesstrom — durch immer neue Zuflüsse anschwellend und sich erfrischend — ununterbrochen durch die Jahrhunderte fortgeklungen ist und noch heute lebendig im Munde des Volkes lebt, so daß hier alle Bedingungen vorhanden wären, ein großes, echtes Epos zu bilden, wenn die poetischen Ueberlieferungen ihren künstlerischen Abschluß fänden, zusammenfließend im Geiste eines bedeutenden Dichters, der zugleich im Volke wurzelnd, und doch über dem Volke stehend, das Gold von dem Schlacken zu sondern, das Fehlende zu ergänzen und dem Verschiedenartigen einheitliches Gepräge zu geben wüßte.“

Der erste Entdecker des serbischen Liederschatzes war der italienische Abbé Fortis, der vor etwa 100 Jahren eine Sammlung ihrer schönen Helden sagen erscheinen ließ, welche Goethe und Herder so zur Bewunderung hinrißen, daß sie Beide Uebersetzungen daraus lieferten.

Eine nähere Bekanntschaft mit der serbischen Volkspoesie wurde in Deutschland zuerst vermittelt durch eine talentvolle gelehrte Dame, Fräulein von Jakobs, in der Literatur unter dem Namen Falvj bekannt.

Den serbischen Heldenliedern ganz gleich in Ton, Form und Charakter, und an poetischem Werth vollkommen ebenbürtig sind die epischen Dichtungen der stammverwandten Tschernagorzen (Montenegriner) oder Bewohner der „schwarzen Berge“, deren Land zwischen Ragusa und Bosnien liegt.

Die Schicksale des kriegerischen Stammes der Tschernagorzen haben viel Aehnlichkeit mit denen der Serben, woraus sich die große Aehnlichkeit im poetischen Ausdruck Beider leicht erklärt.

Innerlich ebenfalls damit verwandt, aber verschieden in der Form finden wir die epische Volkspoesie bei den Slaven von Krain, einem Volke, welches seit dem dreizehnten Jahrhundert mit Oesterreich verbunden, an dessen langjährigen und blutigen Türkenkriegen rühmlichen Antheil nahm, häufig unter eigenen Heerführern kämpfend. Diese Kämpfe und die Verherrlichung der krainischen Helden bilden den vornehmsten Inhalt seiner Gesänge, welche, im Gegenßatz zu den serbischen, einen mehr romanzenartigen Charakter haben. Die meisten gehören dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert an und durch alle weht ein glühender Türkenhaß. Die Helden sind zuweilen der Sage und Geschichte der Nachbarvölker entnommen, deren Gesichte mit denen der Krainer mannigfach zusammenfielen. So spielt z. B. der Serbenheld Marko auch in den krainischen Liedern eine nicht unerhebliche Rolle; vor Allen aber wird König Matthias (Corvinus Hunyady) gefeiert, dessen mythische und poetische Verherrlichung in Ungarn und den österreichischen Slavländern fast derjenigen Friedrich Barbarosso's in Deutschland gleichkommt.

Die vielbesprochene „Königinhofer Handschrift“, als Rest der epischen Poesie der Böhmen, hält Bodenstedt dem Inhalt nach für echt. In der Kunstpoesie nennt er die Polen als denjenigen slavischen Stamm, welcher den ersten Rang einnimmt; in der Volkspoesie sei er am ärmsten.

Den beiden Heften sind folgende Stahlstiche beigegeben: Der Zeitungleser, das Jagdrecht, Padua; und der Fischmarkt in Rom, Persenbeug, Rovine del Castello di Monte d'Isola.

Balingenesis. Denkschrift über Verwaltungsreformen in Oesterreich.

Unter diesem Titel ist bei Franz Wagner in Leipzig eine Broschüre erschienen, welche den gesammten seitherigen österr. Verwaltungsorganismus einer eingehenden Besprechung unterzieht. Der Verfasser muß offenbar in der Lage gewesen sein, dem Gange der Verwaltung in allen Zweigen von einem hohen Standpunkte seit Jahren zu folgen und seine Reform-Vorschläge, von dem Geiste eines energischen Partitismus durchweht, sind gerade jetzt, wo dem verstärkten Reichsrath die gleiche Aufgabe vorliegt, von doppeltem Interesse.

Das Publikum.

Das Publikum, das ist ein Mann,
Der Alles weiß und gar nichts kann;
Das Publikum, das ist ein Weib,
Das nichts verlangt, als Zeitvertreib;
Das Publikum, das ist ein Kind,
Heut' so und morgen so gesinnt:
Das Publikum ist eine Magd,
Die stets ob ihrer Herrschaft klagt;
Das Publikum, das ist ein Knecht,
Der, was sein Herr thut, findet recht:
Das Publikum sind alle Leute,
Darum ist es dünn und auch gescheut.
Ich hoffe, das nimmt Keiner krumm,
Denn Einer ist kein Publikum.